

VON LAURA WEISSMÜLLER

Für Angela Wilson ist mit dem Haus in Berlin ein Traum in Erfüllung gegangen. Allein schon der Erker in ihrer Wohnung. Wenn sie die Fenster aufschiebt, hat sie freie Sicht: auf die sommergrünen Baumkronen am Engelbecken und auf die Kreuzberger Altbauten dahinter. Oder das Foyer des Zwanziger-Jahre-Hauses: Eine breite Treppe schraubt sich dort so unerhört glamourös nach oben, als würde im nächsten Augenblick Marlene Dietrich herabschreiten. Ganz zu schweigen von der Fassade, ein mondänes Fensterband zieht sich da so schwungvoll um die Ecke, dass es aussieht, als würde das Haus gleich in See stechen. „Für manche ist ein altes Bauernhaus ein Sehnsuchtsort“, sagt Angela Wilson, „für mich ist es ein Gebäude mit einer besonderen Geschichte. Eine Wohnung in einem Haus des Architekten Bruno Taut zu besitzen, finde ich noch toller, als wenn es Le Corbusier gebaut hätte.“

Angela Wilson schwärmt in München über ihren Berliner Traum. Die 71-Jährige, die mit ihrer schwarzen Kastenbrille zu den grauen Haaren sehr viel jünger aussieht, wohnt nicht in ihrer Eigentumswohnung in der Hauptstadt, sondern seit Jahren im Münchner Stadtteil Lehel zur Miete. Und auch dieser Ort kann als Traum beschrieben werden, zumindest als unerfüllbarer Traum für Normalverdiener: Altbau, hohe Decken, Stuck, Dielen, Balkon zum begrünten Hinterhof, ein Katzenprung zur Isar.

Die schmale Frau muss demnach ein glücklicher Mensch sein, und das ist Angela Wilson ja auch. Zumindest solange sie in ihrem Berliner Zuhause nicht durch das kühle Foyer läuft. Denn dort sieht sie, dass nicht jeder ihr dieses Glück gönnt.

Dutzende Einschlaglöcher überziehen die Glasfassade, tiefe Risse führen von einem Einschlag zum nächsten. Von außen sieht das aus, als hätte sich ein Spinnennetz über das meterhohe Fensterband gelegt.

„Dass so etwas passiert, habe ich vom ersten Tag an gewusst“, sagt Angela Wilson über den ersten Angriff, kurz nachdem die Bewohner vor eineinhalb Jahren in das denkmalgeschützte Gebäude eingezogen sind. „Wer das nicht in Berlin erwartet, der hat in diesem Viertel nichts zu suchen.“ Sie hat Videos im Netz gesehen, wie die Fensterscheiben attackiert wurden. Mit etwas Übung sei das eigentlich ganz einfach: Pflasterstein ins Säckchen und dann ein paar Mal kräftig Schwung holen, bevor man das Wurfgeschoss loslässt. „Das hat unglaublich Zug.“ Wilson imitiert energisch die Bewegung an ihrem Küchentisch.

Im Foyer unterhält man sich über die Biennale in Venedig und nicht über Sonderangebote bei Kaiser's

„Das Taut-Haus war kein superteures Projekt, für Münchner Verhältnisse geradezu günstig“, sagt sie. Die Wohnung in Berlin ist die „erste und einzige“, die sie sich gekauft hat. Nicht aus spekulativen Gründen, „das hätte ich in meinem Leben nie gemacht“, sondern weil ihre Tochter mit ihrer Familie in der Stadt wohnt und Wilson später gerne zu ihnen ziehen möchte. Sie weiß, wie luxuriöse Bauprojekte ganze Straßenzüge veröden lassen können, weil sie das Leben aus den Häusern treiben. Ihre Berliner Eigentumswohnung zählt sie nicht dazu. Quadratmeterpreise zwischen 2500 und 4200 Euro wirken für München, die sich das leisten können, denn auch eher wie eine schöne Gelegenheit als abschreckend. Und außerdem: „In der aktuellen Situation“, so sagt Angela Wilson, „war es das Beste, was ich überhaupt tun konnte. Das Geld ist angelegt, und in ein paar Jahren gehört die Wohnung mir.“

Nichts erscheint heute so krisensicher wie etwas aus Stein und Beton. Der Glaube daran dürfte momentan eine ähnlich große Anhängerschaft haben, wie der, dass die Erde rund ist.

Die meisten Kreuzberger können da nicht mithalten. So wohnen im Taut-Haus auch nur Menschen, die mit der übrigen Bevölkerung des Stadtteils eher wenig zu tun haben. Die meisten von ihnen wollen anonym bleiben, auch wenn Berlin vermutlich am liebsten seine Marketing-Broschüren mit ihnen bebildern würde – so sehr haben sie den Ruf der Stadt geprägt. Etwas die deutsche Künstlerin, die im Garten ihren Bambus pflanzt. Sie stellt sonst auf der Biennale und Documenta dieser Welt aus. Oder die amerikanische Fotografin, die hier einzog. In den Achtzigern schuf sie Bilder von Kreuzberg, die bis heute das Bild dieses Viertels prägen: altmeisterliche Szenen der Subkultur. Menschen auf der Suche nach dem Glück in der Nacht. Heute verkaufen die teuersten Galerien ihre Arbeiten.

Die anderen Bewohner des Hauses? Schauspieler, Ausstellungsmacher, Kunsthistoriker, kurz: die kreative Mittelschicht. Wer sich im Foyer trifft, spricht über die aktuelle Venedig-Biennale und nicht über die Sonderangebote bei Kaiser's oder das Skaturnier im Berliner Wappen, einer Kneipe an der nächsten Straßenecke, wo das große Bier noch 2,40 Euro kostet und sich seit 20 Jahren der Staatszirkus der DDR jedes Monat zum Stammtisch trifft. Die Glücksspielautomaten sind hier das Einzige, was leuchtet.

In der Nachbarschaft des Taut-Hauses wohnen alle möglichen Protagonisten in diesem Häuserkampf, der gerade vielerorts ausgetragen wird, in München genauso wie in Hamburg oder Köln, aber nirgendwo so heftig wie an der Spree, wo schon mal Baucontainer brennen und Pflastersteine fliegen.

Zwei Gebäude weiter links steht ein Altbau, vor dessen schneller Sanierung die einstigen Bewohner offenbar noch schneller herausgekehrt wurden, zwei Häuser weiter rechts ein schwarz verglaster Neu-



Heimatschutz

Einschlaglöcher, zerborstene Fensterscheiben:

Kaum ein Gebäude wird so attackiert wie das Taut-Haus in Berlin-Kreuzberg. Dabei sind seine Bewohner keine fiesen Spekulanten. Über einen exemplarischen Häuserkampf – und die Zerrissenheit des linksliberalen Bürgertums



„Yuppies raus aus Kreuzberg“: Seit Langem wird gegen den brutalen Wandel des Bezirks demonstriert. Die Wohnungseigentümer des Taut-Hauses, wie die Münchnerin Angela Wilson, fragen sich, ob sie da eigentlich noch mitlaufen können. FOTOS: REGINA SCHMEKEN, JOHANNES SIMON

bau, der nicht mal so tut, als würde ihn seine Umgebung interessieren. Im Erdgeschoss hat eine junge Möbelfirma einen Laden. Ihre Sofas gibt es im Internet zu kaufen, der Showroom ist nur zum Schauen da. Doch das funktioniert nicht mehr so gut, seitdem die Besitzer Plexiglas vor die Fensterscheiben montieren mussten. Zum Schutz, weil das Glas so häufig attackiert wurde. Wer von außen reinschaut, sieht nur noch staubig graue Schemen, von innen bekommt der Blick nach draußen einen Weichzeichner verpasst. Der 33-jährige Firmengründer ist genervt. Verständnis für solche Aktionen? „Nullkommanull.“ Er hätte gerne, dass der Markt entscheidet, wer hier wohnen und arbeiten darf, und wer nicht. „Das ist am fairsten.“

Die Bewohner auf der anderen Seite des Engeldamms dürften das anders sehen. Ihre Campermobile gehören zu einer der letzten Wagenburgen in Kreuzberg. Die verbeulten Nummernschilder verraten ihre Herkunft: Spanien, Italien, Polen. Der Ruf Berlins kennt keine Grenzen und auch keine Einkommensklassen. Der Konflikt ist damit immer nur einen Steinwurf weit entfernt.

„Die Leute von der Wagenburg sind harmlos, die waren das mit Sicherheit nicht“, sagt Angela Wilson. Und überhaupt: „Wieso sollen diese autonomen Gruppen oder wie immer man die auch nennen mag, intelligenter sein als unser Durchschnitts-Spießbürger, der gegen jede Kita und jeden Sportplatz vor Gericht zieht? Im Prinzip passiert dort das Gleiche in Vermummung, was hier in Spießigkeit stattfindet.“

Wilson ist wie die meisten Bewohner des Taut-Hauses: links, gebildet – und sie weiß, wie das ist, wenn irgendwo alte Mieden vertrieben werden. Angela Wilson war einst Vorsitzende der Grünen im Ortsverband München Zentral und hat sich jahrelang mit genau den Vierteln beschäftigt, die an der Isar am härtesten umkämpft waren. Schon bevor Berlin-Kreuzberg zu einer Nahkampfbzone geworden ist, im Ringen um das Recht zu bleiben oder überhaupt erst herzukommen.

Sag, wo du stehst: Viele fühlen sich auf Seiten der Steinerwerfer – und sind doch längst woanders

Kein anderer Bezirk in Berlin hat sich in den letzten Jahren so drastisch verändert wie Kreuzberg. Das englischsprachige Magazin *Monocle* kürt in seiner Manie, ständig neue aufregende Plätze zum *Place to be* für die gesamte internationale Hipsteria und lehrt er seit Jahren zum Thema Gentrifizierung. Schwarz gekleidet vom Hemd bis zu den Turnschuhen sitzt der 44-Jährige in einem Café nahe der Uni und raucht eine Zigarette nach der anderen. Im Minutentakt rattert die S-Bahn vorüber. Holm stört das nicht, er erzählt davon, dass es eben nicht nach der uralten Geschichte ablaufen muss, dass erst die Künstler ein Viertel erobern, bis der Rest folgt. Und dass auch nicht die Dichte der Bioläden oder die Größe der Kinderwagen über den wahren Kern des Wandels aufschluss geben, sondern: Förderrichtlinien und Eigentums-typen.

Was so trocken klingt, ist der Masterplan für diesen Kampf. Da können die Bürgermeister noch so sehr preisgünstige Wohnungen für ihre Städte fordern. Wenn sie sich weiterhin scheuen, Investoren tatsächlich in besonders begehrten Gegenden einzuschränken, dann wird die Gier

kein Ende nehmen. Der Markt ist nur sozial, wenn er es sein muss.

Als der Leipziger Andrej Holm 1997 seine Diplomarbeit über den Gewerbestrukturwandel in der Spandauer Vorstadt abgab, notierte das HU-Prüfungsamt als Titel noch „Gewerbe und Zentrifizierung“, Gentrifizierung kannte man damals als Begriff für das Verdrängen von ärmeren Menschen noch nicht. Heute fällt das Wort in Berlin so häufig, wie sich Kräne über neuen Häusern drehen. Nahezu jedes Bauprojekt sieht sich mit dem Vorwurf konfrontiert zu verdrängen und zu zerstören. Ganz egal, ob es um eine luxusbeflaggte Townhouse-Siedlung mit dem Sicherheitsmann am Eingang geht oder um das Genossenschaftshaus, das seine Gemeinschaftsflächen auch der türkischen Frauengruppe zur Verfügung stellt.

„Sich von der Geschichte und den Veränderungen abzukapseln, wenn man irgendwo neu dazuzieht, ist leicht“, sagt Holm. „Aber für die, die selber aus dem Viertel kommen, ist es eine schwierige Form von Verarbeitung: Sie bekommen persönlich mit, dass sie zu den Gewinnern einer Entwicklung gehören, die sie insgesamt schlecht finden.“ Menschen wie die Bewohner des Taut-Hauses, von denen viele auch zuvor in Kreuzberg gelebt haben, nennt Holm „Eigentümer wider Willen“.

Angela Wilson kennt natürlich dieses Dilemma. „Vielen war die Zerstörung wohnsinnig peinlich“, sagt sie, „weil sie das Gefühl hatten, eigentlich verteidige ich die ja, ich bin ja auch gegen Gentrifizierung.“ Andere Bewohner erklären, im Prinzip habe es schon das „richtige Haus“ getroffen,

schließlich wurden im Gebäude nur Eigentumswohnungen geschaffen.

Aber außer Angela Wilson will niemand darüber offen reden. Fragt man die anderen Bewohner des Taut-Hauses, dann führen sie einen sehr freundlich durchs komplette Haus. Und zwar vom Fahrradkeller bis hoch zum Flachdach, wo der Blick weit schweifen darf, aber die Terrassen akkurat voneinander getrennt sind. Und die Wohnungen? Dort sieht es gar nicht so sehr nach Luxus aus: modernistisch kühle Eisenrippendecke, unverputzte rote Ziegelmauer, die *taz* auf dem Sofatisch und ein Kinderzimmer mit Stockbett für zwei.

Aber so richtig frei fühlt sich offenbar keiner. Und manche Bewohner wollen auch nicht in die Rolle des bösen Gentrifizierers geschoben werden. Das Haus, argumentieren sie, ist immer nur ein Bürogebäude gewesen, erst der Umbau hat neuen Wohnraum geschaffen. Niemand musste für irgendjemanden hier ausziehen.

Die Einschlaglöcher der Steine in den Glasscheiben? Kunst haben die Bewohner daraus gemacht

Das ist richtig. Bruno und später sein Bruder Max Taut planten das Haus Ende der Zwanzigerjahre für die Gewerkschaften. Unter den Nazis zog die Deutsche Arbeiterfront ein. Als direkt vor der Haustür die Mauer hochgezogen wurde, arbeitete der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund hier, von 1990 bis 2002 dann Verdi. Danach stand das Gebäude jahrelang leer. Im toten Winkel der Mauerfalte, direkt an der Trennungslinie zwischen den Bezirken Mitte und Kreuzberg, fiel es nicht weiter auf.

Die Grenzziehung, was Gentrifizierung genau ist und wo sie anfängt, beruhigt eher das eigene Gewissen, als der Wahrheit zu entsprechen: „Natürlich sind wir Teil der Gentrifizierung“, sagt Angela Wilson. Sie hält nichts von Versteckspielen mit der eigenen Verantwortung, lieber legt sie die Karten auf den Tisch. „Der Wert dieser Wohnung hat Einfluss auf den Mietspiegel, und der wiederum hat Einfluss auf die Mieten der Leute, die nebenan wohnen.“ Schuldig, sagt sie, fühlt sie sich trotzdem nicht, auch als Linke nicht.

Was sich da in „unserem Taut-Haus“ wie es die Bewohner nennen, so beton-schwer festmacht, ist die innere Zerrissenheit des linksliberalen Bürgertums. Die eigene Verantwortung ist zum Beipackzettel des Lebens geworden. Wer Eigentumswohnungen kauft, entzieht sie der öffentlichen Hand, die hier ja – theoretisch – günstigen Wohnraum hätte schaffen können. Aber wie das mit Beipackzetteln so ist: Lesen kann sie jeder. Die Frage ist, wie man darauf reagiert.

Dass der Investor zum Beispiel sofort die sehr teuren Scheiben – wegen Tauts gekurvt Linie musste es eine Sonderanfertigung sein – austauschen ließ, hielten die meisten für Unsinn. Die nächsten Pflastersteine ließen nicht lange auf sich warten. Die Idee, das Erdgeschoss mit einem Gitter zu schützen, wie das ein Haus ein paar Meter weiter versucht, schätzen ebenfalls die meisten nicht. „Das sieht aus wie im Gazastreifen.“ Außerdem ist der Denkmalschutz dagegen. Eine Zeit lang stand die Polizei vor der Haustür. Das war dann der Altbau für das linksliberale Bürgertum im Haus. „Wir wollen nicht die ganze Zeit bewacht werden.“

Dem Feindbild des fiesen Immobilienspekulanten entspricht keiner der Bewohner. Der hätte vermutlich auch nicht so lange diskutiert. Und mit Sicherheit hätte er nicht so auf die Attacken reagiert: Viele der Einschlaglöcher auf der kaputten Glasscheibe sind mit weißen Klebbändern markiert, so als müsste eine große Wunde notdürftig verarztet werden. „Denkmal für den bösen Nachbar“ steht daneben, „Denkmal für die Leute hinter dieser Scheibe“ oder: „Denkmal für die Zugezogenen“. Und dann gibt es noch die Fensterscheibe, bei der – als ob es sich um ein Holocaust-Mahnmal handeln würde – hinter jedem Loch der Name eines Bewohners steht und sein Alter.

Die Reaktionen der Hausbewohner haben etwas rührend Hilfloses. Aber das Pathos passt nicht. Hier stilisiert sich jemand zum Opfer, der keines ist. Nicht hier, an der Grenze zu Kreuzberg. Nicht beim Kontostand der Bewohner.

Aber warum formiert sich gerade in Berlin der Protest so stark? Klar, das Tempo ist immens, mit dem der Wandel hier durch bestimmte Viertel rast. War Neukölln 2006 noch das Vorzeig-Ghetto Deutschlands mit Rütli-Schule und Polizeieinsatz, gehört der Bezirk nicht mal zehn Jahre später zu den Stadtteilen, in denen die Mieten am schnellsten steigen.

Kreuzberg ist noch teurer. Gut zehn Euro mussten hier Neumietern im Jahr 2014 pro Quadratmeter zahlen. Kalt. Was bei Münchner Wohnungssuchenden Freudenstrahlen hervorrufen würde, ist für Berliner Wucher. Die Nettokaltmiete liegt in der Stadt bei 5,60 Euro. Kein Wunder, dass da für viele das Wort Miete zum Sinnbild des Raubtierkapitalismus geworden ist.

Doch wer das Taut-Haus verlässt und hört, wie die schwere Tür mit den Einschlaglöchern zum hohen Marmorfoyer zu fällt, der wird den Eindruck nicht los, dass es sich hier um einen Schaukampf handelt. Da reicht es, die Straße ein paar Hundert Meter weiter zu gehen, vorbei am verdorrten Grün um die Michaelkirche herum, wo zwei junge Männer oberkörperfrei ihre großen Bierflaschen leeren, hin zu den lang gestreckten Plattenbauten, die mit viel Farbe und noch mehr Mühe aufgehübselt wurden. In den architektonischen Zinnsoldaten, einer so flach wie der andere und streng in Reih und Glied aufgestellt, will heute kaum jemand mehr leben. Mit Steinerwerfern hatten die Bewohner noch nie ein Problem. Aber ob sie hier ihren Berliner Traum verwirklichen können, ist eine andere Frage.